

Das "Heidewiebli" von Rickenbach

Autor(en): **Joos, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **3 (1928)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das „Heidewiebli“ von Rickenbach

von Alfred Joos, Rhina.

„Hab all mein Tag kein gut getan,
Hab's auch noch nicht im Sinn,
Die ganze Freundschaft weiß es ja,
Daß ich ein Unkraut bin!“

Scheffel, Säckinger Episteln.

An was für Gestalten oder Persönlichkeiten allgemein oder im Besonderen er wohl gedacht haben mag, der alte Herr von Scheffel, da er als blutjunger, feuchtfrohlicher Praktikant der Rechte in der düsteren Amtshöhle in Säckingen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts amtierte und mit vielen anderen auch den obigen Vers schrieb! — — Wer mag es ergründen heute! — —

Hatte er doch auf den vielen Fahrten zu seinen „Fründen“, den Hohenwäldern, gar manche Sonderheiten erschaut und getroffen, auch unter den Menschen, und eine Reihe von ihnen sind in seinen Schriften unvergeßlich geworden. — Von keiner aber aus all diesen Gestalten wird auf dem Walde und im Gebiete der vier Waldstädte am Oberrhein heute noch so viel erzählt und gesprochen, wie vom „Heidewiebli“ von Rickenbach. — Es wird aber an der Zeit, dieses wirkliche Original schriftlich festzuhalten und sein Bild zu fixieren, bevor dasselbe gänzlich zur reinen Sage geworden ist. —

Wer war denn nun dieses „Heidewiebli“? Komm mit mir auf die tannendunklen Höhen des hinteren Hohenwaldes und höre:

Sein rechter Name ist Magdalena Schmid; ob es in Rickenbach oder einem anderen Dorf in der Nähe geboren ist, ließ sich nicht feststellen. Wohl aber fand ich, daß das „Heidewiebli“ am 25. Juli 1799 das Licht der Welt erblickte, also ein Sommer- und Sonnenkind war, wenn man so sagen will. Dieses scheint es aber allem nach auch geblieben zu sein seiner Lebtag. Ein Geschöpf, das jederzeit den Tag nahm, wie er war

und sich niemals um's morgen stark kümmerte. Dabei hatte es keine „Manieren“, wie der Ausdruck lautet, aber ein sehr „lofes“ Maul und selbiges war ihm gewachsen und ohne viel anderweitiges Erdengut sein persönlich Eigentum. Schon in der Jugend wollte es von der Schule „nüt wüsse“ und soll stets geäußert haben, es könne weder lesen noch schreiben, aber „lüge wie druckt“! „Alleweil lustig und fidel“ war der Wahlspruch dieses eigenartigen Menschenkindes und hat es nie verlassen durch allerlei Menschenchicksale bis ins höchste Alter. Es war verheiratet mit einem Josef Häsle von Rickenbach. Mann und Tochter starben früh; letztere soll ein bildschönes „Maidli“ gewesen sein; wir finden sie in Scheffels Ekkehard bei der Hunnenschlacht, wie sie als „Erika das Heideblümlein“ den etwas tappigen Moengal flink und frisch in die Wange beißt. Der Sohn zog hinaus in die weite Welt und verscholl draußen, und die Witwe war im Alter allein.

Rührig und unternehmungslustig, wie der ächte Hohenwälder ist, betrieb sie zuerst auf dem sogenannten „Turbemoos“ (Torfmoor bei Willaringen) eine Ziegelei und Kalkbrennerei. Die Sache fallierte aber und man erzählt, daß sie das ganze „Turbemoos“ eines Tages an Baltasar Baier, Wirt in Willaringen, für zwei Seiten Speck verschenkt habe. Dann wurde sie Wirt, und als auch dieses nimmer gehen wollte, ging sie fischen im „Heidenwuhr“, war inzwischen ein älteres Weiblein geworden und erhielt im Volksmunde den Namen „Heidewiebli“.

Sandauf landab zog sie mit ihrer Fischlogel, stets die Tabakspfeife im Munde und einen derben Wiß auf der Zunge. Daß bei derartiger Lebensweise nicht gerade viel Rühmenswertes herauskommen konnte, ist eigentlich nicht verwunderlich. Ein Bericht des weiland Pfarrers Riesterer in Rickenbach, bei dem der junge Scheffel so oft und gerne saß und dem er als „dem Pfarrherrn auf dem Sande“ im Trompeter von Säckingen ein unsterblich Denkmal gesetzt, sagt unterm 23. Juli 1853 (an das Gr. Bezirksamt Säckingen gerichtet) über das „Heidewiebli“ folgendes:

„Magdalena Schmid, Witwe des verst. Josef Häsle von Rickenbach, führt den Beinamen „Heidewiebli“ und das nicht umsonst: den sie giebt kein christliches Zeichen von sich, geht nie oder doch wenigstens äußerst selten in die Kirche, verschmäht selbst an Ostern, wo es doch streng geboten ist, den Empfang der hl. Sakramente und lebt überhaupt gottvergessen in den Tag hinein, ist ihr ganzes Leben hindurch eine arbeitscheue Person gewesen, immer nur lustigen Gesellschaften, dem Wohlleben und der Siederlichkeit nachgegangen und würde ihr Luderleben ohne Zweifel



„D'Herre und d'Lumpe
Rauke Zigarreschtumpe.
I rauk e Pfiife!“

Heidewiebli von Rickenbach 1799/1880

auch jetzt noch fortsetzen, wenn sie altershalber dazu nicht unfähig geworden wäre. Jetzt, wo sie nichts reizbares mehr an sich hat, und so arm ist wie Lazarus, befindet sie sich mit ihrer um kein Haar besseren Tochter in der fatalen Lage, wo sie mit dem Verwalter im Evangelium sagen muß: arbeiten mag und kann ich nicht und des Bettelns schäme ich mich, ich weiß was ich tun will, ich will auf dem Wege der Ungerechtigkeit meine Lebensexistenz zu sichern suchen. Dazu ist sie um so eher fähig, da sie sich aus Lug und Trug, aus Ueberlistung und Uebervorteilung anderer schon früher nichts machte, und ihr da die Zartheit ihres Gewissens nicht hinderlich in Weg tritt. — Von dieser Seite haben wir das sogenannte „Heidenwiebli“, teils aus eigener Beobachtung, teils durch Hörensagen, kennen gelernt. Und in diesem Rufe steht es nicht nur in der hiesigen Pfarrei, sondern in der ganzen Umgebung. Wenn es also wegen Diebstahl in Untersuchung ist, so darf man sich nicht wundern, so hat sich an ihr das Sprichwort erwahrt: „Der Krug geht zum Brunnen bis er bricht!“

Seine „Berühmtheit“ hat also das „Heidewiebli“ weniger allzugroßer Tugend, sondern hauptsächlich seinem natürlichen Wiße, seiner Unverfrorenheit und Schlagfertigkeit zu verdanken. —

Unzählige Wiße und Schwänke von ihm kursieren heute noch im Volksmunde. — Die Tabakspfeife (Tubakbütschge) war seine unzertrennliche Begleiterin, und es motivierte diese auffallende Eigenheit mit dem Spruche:

„D' Herre und d' Lumpe
 Rauke Zigarreschtumpe.
 I rauk e Pffiffe!“

Als einmal der Großherzog Todtmoos besuchte, war auch das „Heidewiebli“ dabei in Hozentracht, die es übrigens stets und ständig trug mit seiner Fischlogel und der selbstverständlichen „Tubaksbütschge“. Der Amtmann fuhr es unwirsch an, es möge gleich seine Pfeife wegtun, wenn so hohe Herrschaften kämen. Das „Heidewiebli“ sagte nichts darauf — als aber die Herren erschienen, trat es keck auf den Großherzog zu, klopfte ihm treuherzig auf die Schultern und sagte: „Gäll Landesvatter, i darf rauke!“ Und einige Tage nachher soll es im Auftrage des Großherzogs eine funkelnagelneue prächtige Tabakspfeife erhalten haben, die es hoch in Ehren hielt.

Bei einem andern Besuche des Großherzogs auf dem Walde stand es in der vordersten Reihe, reichte dem Fürsten die Hand und sagte im aller-

freundlichsten Tone: „He grüez Gott Landesvatter, chunsch au emol do ue cho luege, wa'n i mach!“ Dann fragte es weiter, wie es seiner Luise gehe, und Großherzog Friedrich soll herzlich gelacht haben ob diesem urwüchsigem Naturkinde.

Einmal an einem Feste zupfte sie ein Notarius an den Zipfeln ihres Hoßentschobens und fragte, zu was denn diese Dinger da seien. Prompt erfolgte die Antwort: „Daß sie d'Narre chönne dra hebe!“ Einen guten Trunk verschmähte es nie und bei keiner Gelegenheit und gar oft mögen ihm übermütige Gesellschaften zum allgemeinen Gaudium mit Getränken mehr zugesetzt haben, als nützlich war. Hat es doch immer Leute gegeben, die gerne einem armen Teufel, besonders, wenn er eine natürliche fröhliche Ader hat, möglichst viel Oel auf die Lampe gießen und sich nachher an seinen Spässen ergötzen.

Und das „Heidewiebli“ konnte die größte Wirtschaft unterhalten. Stets hielt es bei solchen Gelegenheiten das Glas mit beiden Händen und sagte dazu: „Mueß bigott hebe, suscht goht's Glas au no mit!“ Wollte man ihm einschenken, so hielt es kreuzweise die gespreizten Finger über das Glas und meinte: „Ich will nüt meh! Herr! Schütt! Schütt!“

Oft zeigte es, auf seine Neze und das Fischlogel deutend, seine Fertigkeit in der Handhabung dieser Geräte und meinte dazu: „Jä, fröhner isch es halt anderscht gsie! Jeg gön d'mer halt keini meh dri! (Forellen des Heidenwuhres natürlich). An Hochzeiten und dergleichen trat es auch als „Lokaldichter“ auf und machte seine Verse über diese oder jene Person oder dies und jenes Vorkommnis. — Jrgend jemanden in einer Rede richtig herunter zu ziehen, soll es meisterlich, mit Witz und Humor, verstanden haben. —

Am 16. Jui 1880 hat es achtzigjährig das Zeitliche gesegnet; sein Grab befindet sich auf dem Gottesacker von Rickenbach. War aber zu seiner Zeit kein Umzug, keine Festlichkeit, keine Fastnacht zu denken, wo das „Heidewiebli“ von Rickenbach nicht in Gala, mit Fischlogel und „Tubaksbütschge“ (e Tubaksbütschge und en Strauchopf Bueb, lueg wie die s'hoor loot!) dabei war. Daher ist es selbst weit über den Bezirk Sädingen, seine eigentliche Heimat, hinaus bekannt, und bald ein halbes Jahrhundert war nicht imstande, trotz alledem sein lachendes Andenken zu verwischen oder der Vergessenheit zu überantworten. —